

~~OK 775 n~~

~~1874~~ 1.5 n. 25

Nekr N 0007

Zentralbibliothek Zürich

# Erinnerungen

an

## P. Leopold Nägeli sel.

geb. 5. Mai 1804

gewesener Conventual von St. Urban,

später Präbendar und Organist an der Hofkirche in Luzern.



Solothurn,

Druck von B. Schwendimann.

1874.



Wenn auch die Glocken, die dem Hochw. P. Leopold sel. zu Grabe läuteten, längst verklungen und seiner Zeit mehrere Blätter Veröffentlichungen über ihn gebracht haben, so glauben wir dennoch, daß gegenwärtige „Erinnerungen“ manchen Lesern nicht unerwünscht sein werden, zumal in denselben seine Lebensverhältnisse noch etwas näher ausgeführt und der liebenswürdige Verbliebene, voll der reinsten Harmonie, namentlich von der musikalischen Seite einlässlicher, als bisher, dargestellt werden soll.

P. Leopold ist geboren den 5. Mai 1804 zu St. Urban. Sein Vater, Leopold Kägeli, stammte aus Legau im fürstlichen Hochstift Kempten (Baiern), von wo er als Schreinerergeselle in die Schweiz und zwar nach Luzern kam. Hier lernte ihn der damalige Abt Ambrosius von St. Urban kennen, und zog ihn wegen seiner Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit nach St. Urban. Von dieser Kunstfertigkeit im Schreinerhandwerk zeugen noch die künstlich gearbeiteten Kirchthüren der Pfarrkirche in Nuswil und das prächtige Tafelwerk in der frühern Bibliothek des Klosters. Es scheint, der junge Klosterschreiner habe sich in St. Urban sehr gut befunden und sich leicht mit luzernerischen Verhältnissen vertraut gemacht, so daß er bald um das luzernerische Bürgerrecht nachsuchte. Der „Freibrief“, d. h. die Urkunde, womit er vom Fürstabt von Kempten und seinem Kapitel aus dem bairischen Staatsverband entlassen wurde, ist noch vorhanden.

Darin heißt es unter Anderm: „Wir geruhen Gnädigt und Gnädig, ihn aller Rechte und Gerechtigkeiten, mit denen Uns dieser mit Leib und Gut zugethan war, in Gnaden zu entlassen, also zwar, daß er zu besagtem Luzern sich wohl häuslich setzen, oder anderer katholischen Orten Schutz, Schirm und Bürgerrecht suchen und annehmen möge, von Uns und Jedermann Unsert wegen ungehindert.“ Auf diesen Freibrief hin nahmen ihn dann Unsere GG. HH. und Obern von Luzern als „Landsäß“ an, in „Rücksicht seiner Kunstfertigkeit und guten Zeugnisse“ gegen einen „Landeseinzug“ von 150 Gl. In Folge Erwerbung des luzernerischen Landesbürgerrechtes nahm ihn darauf der Abt Ambrosius als „Twingherr“ von St. Urban in den dasigen „Twing“ auf.

Das geschah in den Jahren 1795 und 96. Zu dieser Zeit verheirathete er sich mit einer Elisabeth Hunkeler von Bauwil und bekam vom Kloster ein Heimwesen als Lehen, zwei Jahre später die sogen. Säge, welche für die Familie die bleibende Wohnung und für P. Leopold das Vaterhaus wurde.

Aus der Ehe entsprossen 6 Kinder, von denen die 4 ältesten Töchter, die 2 jüngsten Knaben waren. Die älteste Tochter verheirathete sich später, die zweite trat als Schwester Friedrika ins Kloster Wurmöbach, die zwei jüngern blieben ledig und besorgten später ihrem Bruder Leopold die Haushaltung; die jüngste davon hatte als letzter und noch einziger Sprößling des Stammes den Schmerz, ihrem geliebten Bruder die Augen zuzudrücken. Die Söhne Leopold und Johann traten beide ins Kloster St. Urban. Ausnahmsweise wurde dem Leopold gestattet, zu Ehren seines Vaters den Taufnamen auch als Klosternamen beizubehalten; der jüngere erhielt im Kloster den Namen Friedrich, insofern auch eine Auszeichnung, als diesen Namen der damalige Abt trug.

Leopold war ein talentvoller, lebhafter und beherzter Knabe, aber voll Fleiß, Gehorsam und guter Aufführung,

denn anders hätten es seine Eltern nicht geduldet; es wurde ein strenges Regiment im Hause gehandhabt. Als Knabe besuchte er die Klosterschule von St. Urban, welche für die Kinder der Angestellten, Bediensteten und Lehensleute des Klosters von einem Pater gehalten wurde.\*) Es wird nicht auffallen, daß Leopold stets unter den besten Schülern stand und den andern in Fleiß und Betragen als Muster vorleuchtete. Besonders viel Talent zeigte er für die Musik nach dem bekannten Spruch: „Früh übt sich, was ein Meister werden will.“ Diese eminente musikalische Begabung, die auch seine Geschwister mit ihm gemein hatten, war vorherrschend ein Erbtheil seiner Mutter. Sie sang einen schönen Sopran, den sie in ihrer Jugend zur Verherrlichung des Gottesdienstes ertönen ließ. Aber auch in ihrem spätern Alter verließ sie weder Stimme noch Lied und als vielbeschäftigte Hausmutter noch sang sie beim Spinnrad immer eifrig. Gewiß summt sie dem jungen Leopold mit den Schummerliedern den Zug und die Anlage zur Musik in Geist und Gemüth hinein.

Die musikalischen Klosterbrüder bemerkten bald diese ausgezeichnete Begabung des Knaben für Musik und leisteten ihm zur Ausbildung allen Vorschub. Unter Anleitung von Bruder Paul begann er Klavier und Orgel zu spielen. Freilich war der junge Musiker von Haus aus mit sparsamen oder keinen Hilfsmitteln versehen, es fehlte selbst ein Klavier. Da erwarb der P. Vogelsang ein sog. Spinetenklavier, ein kleines Instrument, das leicht unter dem Arm oder sonstwie getragen werden konnte

\*) St. Urban hatte von jeher um das Volksschulwesen seine Verdienste. Schon im vorigen Jahrhundert unterhielt es ein Schullehrerseminar und mehrere seiner Patres thaten sich als Schulmänner rühmlichst hervor. Wir erinnern nur an P. Rivard Krauer, der lange Zeit das Seminar leitete und mehrere als praktisch anerkannte Schulbücher verfaßte. Als dann zur Zeit der Helvetik die Regierung die Leitung des Erziehungswesens an die Hand nahm, bewährten sich die Lehrer und Bücher aus St. Urban als die tüchtigsten.

und beim Spielen auf ein Gestell aufgezpflanzt wurde. Das wanderte nun in den Ferien auf dem Kopf einer Schwester fleißig aus dem Kloster, wo neben Bruder Paul auch Kornherr P. Frener den Knaben unterrichtete, nach der Säge, um dem jungen Musiker zu seinen Privatübungen zu dienen. Da wurde denn, später in Verbindung mit seinem Bruder, darauflos gespielt, geliebt, studirt, oft bis tief in die Nacht hinein. Noch nicht 12 Jahre alt und noch nicht im Stande, mit den Füßen in das Pedal zu greifen, spielte er schon die Orgel, zuerst beim Segen in der Fronleichnamsoctav; das erste Amt begleitete er in Langnau, einer Filiale von Meiden und Richenthal, wohin die St. Urbaner mit Kreuz und Fahne ihren Bittgang hielten.

Leider sollte bald ein schweres Unglück über die Familie unseres Leopold hereinbrechen. Es war im Jahre 1814, als die Kaiserlichen im Kriege mit Frankreich ihren Durchzug durch die Schweiz hielten. Vielfache Krankheiten herrschten unter ihnen, besonders der Typhus, und für solche Kranke wurde auch im Kloster St. Urban ein Lazareth errichtet. Sie starben zu Hunderten dahin und da war es, wo der Vater unseres Leopold von diesem tödtlichen Fieber ergriffen wurde und schon nach 10 Tagen demselben erlag. Man kann sich wohl denken, was das für die Familie ein herber, unerfesslicher Verlust war. Doch die Mutter, eine christliche, starkmüthige Frau, wußte sich zu fassen; sie setzte alle ihre Kräfte für die Zusammenhaltung der Familie und die Erziehung ihrer Kinder ein und vertrat so durch ihre ernste, entschiedene Thätigkeit nicht nur Mutter-, sondern auch Vaterstelle an ihnen. Glücklicher Weise hatte sie eine kräftige Unterstützung am Kloster und daselbe sah es als eine Pflicht der Dankbarkeit an, die Familie seines zu früh dahingerafften, treuen Angestellten nicht darben zu lassen. (Eine Bewahrheitung des alten Spruches, daß unter dem Krummstab gut wohnen). So geschah es denn, daß man besonders den beiden heranwachsenden, talentvollen Knaben von dieser Seite alle Aufmerksamkeit schenkte

und als von ihnen die Elementarschule durchgemacht war, verstand es sich fast wie von selbst, daß sie jetzt an das damals noch bestehende, ziemlich blühende Klostersgymnasium übergehen sollten. Die Mutter war allerdings nicht unbedingt dafür. Wie man ihr sagte, daß die talentvollen Knaben sollten wissenschaftlich gebildet und besonders in der Musik, für die sie so entschiedenes Talent verriethen, weiter gefördert werden, da war sie, die praktische Frau, der Meinung, das bringe kein Brod ins Haus und die Buben würden besser „arbeiten“ lernen. Allein zum Glück drang ihre Meinung nicht durch und unser Leopold machte mit Fleiß, Ausdauer und Erfolg die Gymnasial- und Lyzealstudien durch, in Wissenschaft und Kunst sich immer mehr vervollkommnend.

Wie nun die Zeit der Berufswahl kam, so fiel diese nicht schwer. Der ganze Lebenslauf und die Lebensverhältnisse unseres jungen Mannes deuteten darauf hin, daß er ins Kloster trete, und da auch seine innere Neigung und Anlage ganz dahin zielten, so verstand sich sein Eintritt in den Religiosenstand fast ebenso wieder wie von selbst, obgleich es an lockenden Ausichten in der Welt für ihn keineswegs gefehlt hatte. Er trat mit 5 Andern ins Noviziat den 5. Dez. 1823 und bereitete sich nach Vorschrift während mehreren Jahren durch Studium und Aszese für's Klosterleben vor, dabei liebevoll und väterlich unterstützt vom Abt Friedrich Pfluger, der in dem Frater Leopold und seinem jüngern Bruder mit Recht zwei heranwachsende Zierden des Klosters sah. Die beiden Brüder waren aber ihrem geistlichen Vater auch mit inniger Liebe und Dankbarkeit zugethan. Es sei uns erlaubt, zum Beweise dessen hier zwei Gratulationsgedichte herzusetzen, die sie ihm auf sein Namensfest weihten und die zugleich auch auf den Stand wissenschaftlicher Bestrebungen bei den damaligen jungen Klosterleuten hindeuten. Das eine ist von Fr. Leopold in deutscher Sprache verfaßt und lautet:

Was soll mein Herz dem besten Vater wünschen?  
Der Erden Glück, Gesundheit, frohe Tage?  
Befreiung von dem Kreuz und jeder Plage?  
Nein! Was Du selbst in deinem frommen Sinn  
Von Ihm begehrst, um dieß erfleh' ich Ihn:  
Geheiligt werd' durch Dich sein Name,  
Sein Reich sei dein, sei unser Theil,  
Sein Will' gescheh' an Dir und uns zum Heil,  
Er reiche Dir das Brod des Lebens,  
Du reichst dann es uns — wir bitten nicht vergebens;  
Du gehest uns voran im Dulden und Verzeih'n —  
D möcht' ich nur dein treuer Schüler sein.  
So führ' Dich Gott und uns durch dieser Prüfung Pein  
Mit Dir vereint zum sel'gen Leben ein!

St. Urban, 5. Mart. 1824.

Fr. Nov. Leopold Nägeli.

Das andere ist von seinem Bruder Friedrich in lateinischen Hexametern gedichtet. Wir geben nur den Schluß. Nachdem der Gratulant die Klosterbrüder glücklich gepriesen, einen solchen Vorsteher und Vater zu haben, fährt er fort:

Sed liceat quoque nunc vestris miscere camenis  
Ignaras voces, liceat mihi jungere vota.  
Namque et ego felix audebo nomine dulci  
Appellare Patris, quem vos. O tempora fausta,  
Jam properate, utinam vinculis cōstrictus amoris  
Filius efficiar dignus, permittite fata!  
Contingatque Patrem dilectum cernere semper  
Fortunâ, quam non turbant adversa, fruentem,  
Quotquot disponens Deus annumeraverat annos.  
Namque beatus erit, tam multos ipse beando;  
Atque seni quando felici aurora rubescet  
Pulchrior hâc, noctis quæ non extinguitur umbrâ,  
Transeat ad dignam sedem, quæ splendet in altis;  
Virtutis demum magno donetur honore.  
Nomen enim, FRIDERICE! tuum per sæcula duret,  
Atque pio cunctorum animis recolatur amore.

FR. JOANNES NÆGELI, Novilius.

Unser Leopold erhielt durch Abt Friedrich die Tonsur und die minores den 20. Mai 1826; durch Bischof Petrus Tobias Nenni in Freiburg die majores, das Subdiaconat den 9. Juni 1827, das Diaconat und Presbyterat den 14. und 20. Septbr. 1828.

Jetzt begann für unsern jungen Pater eine Zeit glücklichen Lebens und freudiger, begeisterter Wirksamkeit, besonders als 2 Jahre später sein Bruder Friedrich, nunmehr nicht bloß durch natürliche, sondern auch durch die geistigen Bande des gleichen Ordens mit ihm verknüpft, ihm zur Seite trat. Das gab besonders auf dem Feld der Musik nun unter diesen zwei Brüdern und durch sie auch unter den übrigen musikalischen Ordensgenossen eine Thätigkeit und einen Wettseifer, wie sie wohl selten in einer Communität schöner und von glänzenden Talenten getragen vorkommen werden.

P. Leopold bethätigte sich aber auch auf andern Gebieten. Er war ein fleißiger und vielangesprochener Beichtvater, er predigte oft in naheliegenden Pfarreien und fand sich häufig bei Volksmissionen ein, die da und dort gehalten wurden und deren Feierlichkeit er durch sein Orgelspiel erhöhen half. Und als in den Vierziger Jahren das Schullehrerseminar nach St. Urban verlegt wurde, da nahm er an der Führung desselben theils durch Unterricht, besonders im Zeichnen,\*) theils durch die moralisch-ascetische Leitung der Zöglinge thätigen Antheil. So kam es, daß der Name Leopold sowohl im Innern des Klosters als nach Außen ein im höchsten Grade geachteter und

---

\*) P. Leopold besaß Kunstanlagen in mehr als Einer Beziehung. Er war nicht nur Musiker, sondern auch tüchtiger Zeichner und ausgezeichnet in der Schönschreibkunst. Bei seinem spätern Aufenthalte in Sachsen führte er z. B. die revidirte Obwaldner Verfassung kalligraphisch aus, welche Arbeit allgemein als ein Meisterwerk der Kalligraphie anerkannt wurde.



geliebter Name ward, so daß ihn seine Ordensbrüder häufig nur mit dem Namen „Liebold“ bezeichneten.\*)

Doch die Geschichte des Klosters St. Urban mußten sich erfüllen. Es kam das Jahr 1847 und mit ihm der sog. Sonderbundskrieg; es kam das Jahr 1848 und mit ihm die Aufhebung des Klosters St. Urban. Viele wohlwollende und einflußreiche Stimmen traten für die Erhaltung des alten ehrwürdigen Gotteshauses ein — es war umsonst. Seine Aufhebung (sowie die gleichzeitige des Frauenklosters Rathhausen) sei eine staatswirthschaftliche Nothwendigkeit, sagte man, um die auf mehrere Millionen gestiegene Kriegsschuld zu bezahlen. Allein es war offenkundig, daß hierin noch andere, hauptsächlich politische Motive eben so sehr einwirkten. Sonst hätte man wohl das Anerbieten des sel. Bischofs S. angenommen, das er dem damaligen luzernerischen Reg. - Rath E. S. machte, er wolle für den Kanton Luzern die ganze Sonderbundschuld auf sich nehmen, wenn man von der Aufhebung der Klöster St. Urban und Rathhausen abstrahire. Also der Vernichtungsschlag auf das ehrwürdige Gotteshaus wurde geführt und dieser Schlag ging wohl keinem seiner Bewohner mehr zu Herzen, als unserem P. Leopold, der in St. Urban seine leibliche und geistige Heimat gefunden hatte und hier auf diesem geliebten Fleck Erde auch einst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Er und einige wenige vertraute Freunde wußten es wohl allein, welchen Schmerz ihm diese gewaltsame Zerstörung und Vertreibung verursachte, ein Schmerz, der um so wehthuender war, als dem edlen, gerechten Mann nicht unbekannt blieb, daß an der Aufhebung seines geliebten Klosters durch geheime Intriguen selbst von einer Seite gearbeitet wurde, von der man es am allerwenigsten hätte erwarten sollen. Daher kam es

---

\*) Als der berühmte P. Geramb längere Zeit in St. Urban weilte, gewann derselbe unsern Leopold vor Allen lieb und hatte mit ihm bald innige Freundschaft geschlossen.

wohl auch, daß er jede Hoffnung auf eine Wiederherstellung desselben aufgab und daß auf spätere schriftliche Anregungen zum Wiederankauf desselben der sonst so milde Mann selbst scharfe und bittere Antwort geben konnte. So zog er denn fort aus den geliebten, gottgeweihten Hallen und von dem Ort, wo er die glücklichste Zeit seines Lebens, die Jahre der Kindheit und männlichen Jugend zugebracht, nicht wissend, wohin er seinen Wanderstab setzen soll.

Es fand sich indessen für P. Leopold bald ein Nyl in Sachseln, am Grabe des sel. Landesvaters Niklaus von Flüe, wo ihm die Kaplan- und Organistenstelle übertragen wurde. Diese brachte es mit sich, daß er Schule und zwar Elementarschule halten mußte und so konnte man hier den geistig und künstlerisch so begabten Mann den ganzen Tag unterrichtend in der Mitte einer Schaar einfacher, ländlicher Schulkinder sehen. Allein er beschwerte sich nie darüber, gegentheils war es ihm gerade eine erwünschte Beschäftigung, er konnte, wie er selbst oft sagte, in Mitte dieser unschuldigen Kinderschaar die erlebten schmerzlichen Ereignisse eher der Vergessenheit anheim geben und wieder geistige Fassung erzingen.

Sein Aufenthalt in Sachseln dauerte indeß nur zwei Jahre. Die Stift im Hof zu Luzern, die einen bereits alten Mann zum Organisten hatte, wurde auf ihn aufmerksam und berief ihn an eine Kaplaneipfründe, welchem Ruf er Folge leistete.

In Luzern öffnete sich ihm ein neues Feld zur Thätigkeit, nicht nur auf dem Gebiete der Musik, sondern in allen Zweigen priesterlichen Wirkens. Selbst der Ordensmann kam wieder in Thätigkeit. Er wurde zum außerordentlichen Beichtvater des Frauenklosters Eschenbach bestimmt und später vom apostolischen Nuntius im Auftrage des hl. Vaters zum Visitator desselben gewählt. Wenn die damals etwas getrübtten Verhältnisse dieser Genossenschaft sich allmählig besser gestalteten, so hatte wohl der neue Visitator daran einen nicht geringen

Antheil und vielleicht das Verdienst, das Kloster in seiner Existenz gesichert zu haben.

Auch den vertriebenen Frauen von Rathhausen leistete er wesentliche Dienste. Diese hatten zuerst nach Aufhebung ihres Klosters eine Zufluchtsstätte bei ihren Ordensschwestern in Eschenbach gefunden. Allein es zeigte sich bald, daß das Zusammenleben der Rathhauser Genossenschaft in einem getrennten Hause wünschenswerth wäre. Eine solche Gelegenheit bot sich ihnen dar in dem jetzt noch von ihnen bewohnten Klösterlein bei St. Josef in der Nähe von Schwyz. Bei der Miethe, dem Umbau und der ganzen Einrichtung dieses neuen Aufenthaltes ging P. Leopold den Rathhauser Schwestern nicht nur mit Rath und That an die Hand, sondern es war wohl zumeist seiner Thätigkeit und Einsicht zu verdanken, daß diese so freundliche Zufluchtsstätte für sie zu Stande kam. Sie blieben ihm aber auch sein ganzes Leben lang dafür dankbar und zugethan.

Die Freundlichkeit und Loyalität, womit P. Leopold Leute und Geschäfte behandelte, brachten ihm von allen Seiten volles Vertrauen zu, auch von Seite der Luzerner Behörden. Viele Jahre lang wählte ihn die kantonale und städtische Behörde in die Aufsichtskommission für die Musik am Gymnasium und den Stadtschulen. Im Jahr 1858 wurde er von der h. Regierung selbst in die Schulkommission des Kreises Kriens und Walters gewählt, welche Wahl er aber wegen weiter Entfernung der Schulen aus Gesundheitsrückichten ablehnte.

Auch seine pastorelle Thätigkeit setzte er in Luzern fleißig fort. Regelmäßig nahm er an den Sonn- und Festtagen sowie an deren Vorabenden seinen Beichtstuhl in der Franziskanerkirche ein und hatte immer zahlreichen Zuspruch. Besonders war es das Frauengeschlecht der Stadt, welches ihm als Beichtvater sein volles Vertrauen schenkte, und er verstand es auch, dasselbe mit einem ebenso nöthigen Ernst als väterlicher Milde zu leiten.

Als er später wegen Gesundheitsrückichten den Reichstuhl nicht mehr betreten konnte, wurde er von Vielen schmerzlich vermisst und sie suchten ihn als Gewissensrath selbst noch in seiner Wohnung auf, so lange sein leidender Zustand es immer erlaubte.

Ebenso war er, besonders in frühern Jahren, auf der Kanzel thätig. Er war ein guter Prediger im vollen Sinn des Wortes. In seiner kräftigen, hohen Gestalt, seiner vollen sonoren Stimme, seinem klaren Geist, seiner frommen, gemüthvollen, asketisch durchgebildeten Seele besaß er alle die Gaben, die zu einem tüchtigen Prediger erforderlich sind. Und so sind seine Predigten, deren Manuscripte, fleißig ins Reine geschrieben, noch zahlreich vorhanden sind, tüchtig, praktisch, ansprechend, gleichweit entfernt von theoretisch abstrakter Trockenheit wie von schönrednerischem Phrasenwerk, sondern von jener maßvollen Haltung in Gedanken und Ausschmückung, die überall und immer so sichern Eingang findet. Wir erlauben uns, zur Charakterisirung seiner Predigtweise aus einer Predigt auf den IV. Sonntag nach Ostern eine Stelle anzuführen. Die Predigt ist in der Hofkirche zu Luzern gehalten und handelt über den Text: „Wohin gehst du?“ und gibt zur Antwort: „Mit dem Leib ins Grab, mit der Seele in die Ewigkeit.“ Da heißt es unter Anderm im I. Theil:

„Daß sie einst sterben werden, das glauben Alle, daß sie aber bald sterben werden, das glaubt kaum ein Einziger. Jeder schaut seine Grabstätte gleichsam durch ein langes Perspektiv von weitem an, von der er sich noch viele Jahre entfernt glaubt; wer jung ist, bauet auf sein blühendes, frisches Alter; wer erwachsen, auf die männliche Kraft; der Alte auf seine starke Gesundheit; jeder findet in seiner Einbildung etwas, womit er sich gegen den Tod schützt, darum mag man sich mit der lästigen Frage nicht stören: „Wo gehst du hin?“

„Gesezt aber auch, es sei dem also wie es denn auch

wirklich wahr ist, daß Einer länger, der Andere weniger lang zu leben hat: was ist es denn weiter? Es sind z. B. ihrer drei, die zum Tode ausgeführt werden, der Eine soll hier, der Andere im Neußbühl, der Dritte auf der Emmenbrücke enthauptet werden. Diese werden zur gleichen Zeit aus dem Gefängnisse geführt; der Erste hat nur wenige, der Andere mehrere hundert, der Dritte noch mehr Schritte zu gehen, bis er bei seinem Richtplatz ankommt. Unterdessen gehen doch alle drei dem nämlichen Ziele zu, alle drei müssen das Leben lassen. Ist nicht die Sache ganz gleich bestellt mit uns Menschen auf dieser Welt? Wir alle sind zum Tode verurtheilt, nur geschieht die Exekution bei dem Einen etwas früher, beim Andern etwas später; Einer hat mehr Schritte zu gehen, mehr Tage zu leben als der Andere; Einem sind 30, dem Andern 40, diesem 70, jenem 80 Jahre beschieden. Aber wenn ich auch 100 Jahre zu leben hätte, was könnten mir denn einige Jahrlein mehr helfen? Sollte ich mich deswegen ins Zeitliche hineinwerfen und das Ewige entweder gar nicht oder nur saumselig treiben? O nein, es muß mir ja in den Sinn kommen: Wo gehe ich denn hin? und die Antwort liegt nahe: Zum Tode gehst du hin, zum Grabe wirst du geführt, ob der Weg etwas länger oder kürzer sei, daran ist wenig gelegen.

„Doch wir sind noch übler daran, als die Verurtheilten im Reichnisse; diese wissen doch, wie weit ein jeder von seinem Richtplatze entfernt ist, sie sehen den Weg und können berechnen, wie viele Schritte sie noch ungefähr zu gehen haben. Diese Versicherung haben wir nicht. Wir gehen zum Grab, das wissen wir; und daß des Menschen Sohn kommen wird, uns von dieser Welt abzufordern zu einer Stunde, wo wir's am wenigsten vermuthen, das wissen wir auch. Aber wann schlägt diese Stunde?“

„Ich bin noch keine 7 Monate hier und doch habe ich schon Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Frauen und Greise

zum Grabe tragen gesehen. Könnten wir diese Hingeshiedenen fragen, ob sie geglaubt hätten, so bald zu sterben? Alle oder doch die meisten würden uns antworten: O das hätte ich nicht geglaubt; ich war kurz vorher noch jung, gesund und stark, ich hatte noch auf viele Jahre Hoffnung, ich machte noch Pläne für die Zukunft und unerwartet kam der Tod. So gehen wir Alle täglich zum Grabe und wissen nicht, wann und wo dieser Gang sein Ende nimmt.“

Wir müssen noch eine pastorale Thätigkeit von P. Leopold erwähnen: er war auch viele Jahre hindurch Präses der Mariani-  
schen Congregatio litteratorum. Es ist bei dieser Congregation alte Uebung, daß der Präses alle Jahre an die Mitglieber einen Neujahrsbrief in lateinischer und deutscher Sprache erläßt, worin in der Regel die Zeitlage der katholischen Kirche oder auch einzelne wichtige Ereignisse in ihr besprochen werden. Auch diese Briefe vom Präses P. Leopold tragen das Gepräge, seiner Predigtweise an sich; sie sind kurz, praktisch, gemüthvoll und doch ernst. Besonders ließ sich aber P. Leopold angelegen sein, die zwei Hauptfeste der Congregation an Epiphanie und Maria Empfängniß recht erbauend und erhebend zu machen. Er hielt darauf, immer einen tüchtigen Prediger zu bestellen und zumal an letzterm Feste, wo die Feierlichkeit in der Jesuitenkirche unter großartiger, sinnvoller Beleuchtung des Hochaltars stattfindet, machte er sich eine Pflicht und eine Ehre daraus, dieselbe durch erhebende Ceremonien und eine schöne, ergreifende Musik zu verherrlichen.

Was aber P. Leopold vor Allem auszeichnete, ihn weithin bekannt und berühmt machte, das war seine Kenntniß und Kunstfertigkeit in der Musik, besonders in der Kirchenmusik und ganz vorzüglich im Orgelspiel. Wir haben von den Anfängen musikalischer Bestrebungen und Leistungen bereits in seiner Jugendgeschichte gesprochen. Es geschah mit ihm wie mit den meisten Männern, die in der Kirchenmusik etwas geleistet haben: er

wuchs im Dienste der Kirche und der Kunst zugleich auf, und wie aus dem Chorknaben der Klosterstudent und Novize und endlich der Vater hervorging, so wurde in ihm zu gleicher Zeit auch der Musiker.

Aber der Unterricht, den er genoß, war, wie aus dem Früheren bereits hervorgeht, kein systematischer, sondern mehr ein praktischer, je nach dem Bedürfniß und dem Anlasse sich richtend, zu dem man den Knaben eben brauchte. Leopold mußte autodidaktisch die Stufenleiter seiner musikalischen Bildung erklimmen. So schwierig dieser Weg zu wandeln ist, um so mehr lohnt er denjenigen, der ihn trotz aller Hindernisse zurückzulegen vermag. Wer auf all' die Um- und Irrwege zurückblicken kann, die er seinem Ziele nachjagend unausweichlich eingeschlagen, der wird viel gewandter und tüchtiger, andern Wegweiser zu sein, als derjenige, der stets nach bestimmt fixirter Marschrouten fortgeschritten ist. Autodidakten werden in der Regel befähigte Lehrer abgeben.

Nur e i n e n eigentlichen Lehrer hat P. Leopold gehabt und das war der Hochw. Herr F. J. Hürlimann, gestorben als Schulherr der Stift im Hof zu Luzern. Der Schüler überflügelte ihn bald, rühmte ihn aber zeitlebens nach, den richtigen Fingersatz von ihm erlernt zu haben.

Die theoretische Ausbildung war dem Privatstudium von P. Leopold überlassen, der sie wie mit wunderbarem Talente, so auch mit großem Fleiße betrieb. Der ältere Vogt aus Kolmar und Molitor aus Luzern, welche das ihnen von lange her befreundete St. Urban oft besuchten und für die der Jünger der Musik all' seine Skrupel aufbewahrte, halfen dem strebsamen Jünglinge nach, wie sie immer konnten. P. Leopold äußerte oftmals, es sei unmöglich, Vater Vogt in seinen Compositionen zu erkennen; so unbedeutend und ohne eigentlichen Gehalt diese oft erscheinen, so äußerst herrlich, belebend, hinreißend, phantastisch und geistreich sei sein Spiel gewesen; ihm

verdankte er die Fertigkeit im Ausdrucke der Gedanken. Molitor bewunderte er wegen der Korrektheit der Auffassung und der Sauberkeit in der Exekution. Diese beiden Sterne beleuchteten P. Leopolds Weg, wenn er sich im Dunkeln glaubte.

Er wandelte aber nicht allein, sondern hatte einen unzertrennlichen, treuen Gefährten in seinem jüngern Bruder Friedrich, einer ebenso liebenswürdigen, goldenen Seele, wie P. Leopold, nur etwas ernstern Charakters. Friedrich sang einen herrlichen Tenor, Leopold einen markigen Baß; beide spielten mit Auszeichnung Violine, Klavier und Orgel; aber wie jener im Klavierspiel weit stärker war, so überragte ihn dieser auf der Orgel.

Die Brüder arbeiteten nun zusammen, einander gegenseitig aneifernd, belehrend und auch ergänzend mit edler Begeisterung und brachten in St Urban ein mannigfaltiges musikalisches Leben zur Blüthe.

Abt Pfluger, selbst ein Kenner und Freund von Kunst und Wissenschaft und dabei so bescheiden, daß er sich mit seiner Violine willig unter das Szepter des dirigirenden Leopold stellte, begünstigte seine beiden Lieblinge auf jede Weise; er schenkte ihnen unter Andern einen kostbaren Wienerflügel.\*)

Freilich mußte der gefühlvolle P. Leopold schon nach wenigen Jahren (1834) den Schmerz erleben, daß ihm der Bruder durch den unerbittlichen Tod entzogen wurde. Dieser Schlag lähmte auf längere Zeit die Schwingen seines kühnen musi-

---

\*) P. Leopold begleitete den Abt als dessen Privatsekretär im Jahre 1835 ins Bad Pfäfers und trug dort in bekannter Liebenswürdigkeit sein Möglichstes zur Unterhaltung der Kurgäste bei. Aus Erkenntlichkeit wollten ihm diese alle miteinander ein mit Lorbeeren bekränztcs Geschenk überreichen, verfehlten jedoch das Zimmer und gelangten in das des leidenden Prälaten, der schon im Bette lag. Freundlichst wies er sie in's Nebenzimmer des P. Leopold und nahm an der Feierlichkeit bei geöffneter Thüre Antheil, mit einer Freude, als ob die Ovation ihm selbst gegolten hätte.



talischen Geistes; er selbst pflegte zu sagen: die Hälfte von ihm sei mit Friedrich zu Grabe gegangen, und seine Freunde bestätigen, daß er von dieser Zeit an die frühere Begeisterung für seine Lieblingskunst nicht mehr erreichte. Sei dem wie ihm wolle, P. Leopold blieb fort und fort die Seele der künstlerischen Bestrebungen der gesammten Genossenschaft.

Die Hauptthätigkeit P. Leopolds wandte sich in erster Linie der Kirchenmusik zu, der er sein ganzes Leben treu geblieben ist, ja, man darf mit Ueberzeugung sagen, der er sein ganzes Leben geopfert hat.

Mit allem Fleiße warf man sich auf das Studium der Messen von Mozart und Haydn, um sie wohlgeübt an den hohen Festtagen zu produziren. Dabei war es Sache des P. Leopold, sie zu umschreiben, daß sie mit den vorhandenen Kräften aufgeführt werden konnten. Mit geringen Mitteln wurde Großes geleistet. Hiebei erwarb sich P. Leopold die allseitig anerkannte Tüchtigkeit in der Direktion und brachte er sein Talent für's Arrangiren zur vollen Ausbildung. Er that dieses vorzüglich bei ältern Compositionen, in denen er einen guten Kern in verblichener Umhüllung fand und mit solchem Geschicke, daß seine Umschreibungen meist wirksamer und populärer waren, als das Opus des Komponisten. Vieles hat er wieder zernichtet, weil es nur auf das momentane Bedürfniß und die Fähigkeiten der Exekutirenden berechnet war. In Luzern noch befaßte er sich damit, sei es, daß er eine Messe neu instrumentirte, oder sie bloß für Orgelbegleitung umschrieb. Er saß, so weit es ihm die Berufspflichten vergönnten, beständig am Schreibtisch, daher die große Masse seiner sehr kalligraphisch und äußerst fleißig ausgefertigten Notenskripturen, die man weit und breit auf den Orgeln antrifft. Diese angestrengte Arbeit hat physisch nachtheilig auf ihn gewirkt und unzweifelhaft den Weg zum Grabe ihm abgekürzt.

Unter aller Musik liebte er am meisten die Seele derselben

den Gesang und mit dem zunehmenden Alter wurde seine Zuneigung zu demselben noch größer. So sehr er die Schönheiten einer Figuralmesse besonders Beethovens und Cherubinis würdigte, pflegte er doch nach jeder Aufführung zu äußern: eine Gesangsmesse, mehrstimmiger Choral, Männer- oder besonders gemischter Chor mit Orgelbegleitung erbauen ihn mehr und stimmen ihn zu tieferer Andacht. Weit entfernt, die Figuralmusik aus der Kirche verbannen zu wollen, ausgenommen bei der Vesper, suchte er dieselbe zu heben und wollte bloß gediegene Werke zulassen. So schenkte er der Musikgesellschaft, deren Ehrenmitglied er war, Voglers Miserere, Righinis Messe und Anderes. Er begünstigte eine Reform der Kirchenmusik im Sinne einer größern Würde und höhern religiösen Weihe, aber war der Einseitigkeit und dem Zelotismus, welche bei dieser Reform sich breit machen wollen, entschieden abhold. Mit Freuden begrüßte er noch einige neue Erscheinungen, so die Messen von Wälber und besonders Schöpf, welsch' letzterer ihm das Richtige zu treffen schien.

Schon in St. Urban verbesserte er den Choral, der gesichtet, neu harmonisirt und auch mehrstimmig gesetzt wurde. Den Cantus firmus wollte er hiebei immer durchbringend, mit Männer- und Knabenstimmen besetzt, hören, die andern Stimmen mehr begleitend als hervortretend und bewirkte damit einen prächtigen Effect. Diese Anschauung liegt vorzüglich seinen Choralmassen zu Grunde. Einzelne Choräle, so das Te Deum, ließ er nur unisono singen, um ihren Eindruck nicht zu schwächen, aber er trug dann die Melodie mit so wunderbaren Akkorden, daß sie in feierlicher Erhabenheit durch die Kirche rauschte.

Damals, als von Conradin Kreuzer, wenn nicht neu geschaffen, doch neu gekräftigt und in der Schweiz speziell durch Hans Georg Nägeli in Aufschwung gebracht, der Männerchor in's musikalische Leben eintrat, fand er bei den Conventualen

St. Urbans begeisterte Aufnahme. Aus dieser Zeit stammen P. Leopolds vierstimmige Choräle und Hymnen mit ihrer ächt religiösen Würde und Weihe.

Aber auch die profane Musik fand Platz und Pflege in den Klösterräumen. An Festtagen und beim Besuche hoher Gäste,\*) woran St. Urban nie Mangel hatte, wurden im herrlichsten Saale, dessen marmorbekränzte Wände wie kaum andere den Zauber der Akustik bargen, jene musikalischen Unterhaltungen veranstaltet, von denen Alle, die mitzuwirken oder zuzuhören je beglückt wurden, jetzt noch in unverblühener Erinnerung und Begeisterung schwärmen. Da exekutirten beide Nägeli mit sinnigem Verständniß und tadelloser Kunstfertigkeit ihre vierhändigen Klavierstücke, klassische und abwechselnd auch moderne Compositionen; da erklang P. Rudolfs gleichheller Tenor, da jubelten und seuzten des P. Ambrosius liebliche Violintöne, schmetterte P. Johann Baptists Trompete und wogte brausend der Gesamtchor der musikbegabten Klosterbewohner, am mächtigsten wohl in Rombergs Cantate von der Glocke. Diese Aufführung bildete den Glanzpunkt der dortigen Concerte, und noch in den letzten Tagen schlugen Leopolds Pulse höher, wenn er hierauf zu sprechen kam. Die ganze Umgebung nahm an solchen Feierlichkeiten Antheil. Der Ruf des Direktors verbreitete sich weit über die Klostermauern und bei musikalischen Produktionen in Zofingen durfte P. Leopold von da an nicht mehr fehlen. Bevor ihm das Nervenfieber im Jahre 1866 das Violin- und Violaspiel unmöglich machte, betheiligte er sich noch in Luzern fleißig bei den Aufführungen der Musik- und Theatergesellschaft, die er auch interimistisch dirimirte.

P. Leopold war, wie ein guter Musiker, auch ein vorzüglicher Musiklehrer. Er huldigte dem Grundsatz: es sei in der Musik anders zu verfahren, als bei andern Fächern; zuerst müsse

---

\*) Bischöfe, Prälaten, die höchsten Epizen der schweizerischen und kantonalen Behörden, die fremden Gesandtenkehrten häufig dort ein.

Lust und Liebe im Schüler geweckt und derselbe etwas praktisch bethätigt werden, dann erwache in ihm von selbst die Sehnsucht nach der Theorie, soweit er sie bedürfe, dann könne sie ihm leichter erklärt und von ihm auch besser erfaßt werden. Damit stand P. Leopold allerdings im Widerspruch zu den meisten unserer modernen Schulmeister, die da meinen, ein Schüler dürfe weder singen noch pfeifen, ohne ein Notenheft vor sich zu haben. Während diese manch' Talent im Sande der Theorie vertrocknen und ersticken lassen, bewiesen die praktischen Erfolge, daß P. Leopolds These die richtige sei. Selten besaß Jemand das Geschick wie er, die Schüler an sich zu ziehen und für die Sache anzueifern. Eine unendliche Geduld, feines Gefühl, richtiger Takt im Korrigiren der Fehler, weiser Ernst, gepaart mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, waren die Faktoren seiner Lehrthätigkeit. Animirend war für Jeden die Zuversicht, unter seiner Leitung etwas Tüchtiges zu lernen. Sprichwörtlich sagte man: mit vier Schülern, von denen keiner etwas könne, werde er ein Konzert geben. Es ist so viel wahr daran, daß er keine Mühe schente, für Jeden den Lehrstoff nach seiner Individualität zu bearbeiten und sobald immer möglich den Schüler zur Mitwirkung im Chor und Orchester beizog, selbst wenn er für seine beschränkte Technik eigens für ihn komponiren oder transkribiren mußte. So weckte er in Vielen die Anlagen zur Musik, und wenn auch nicht alle Pflanzen, die er geslegt, aufwachsen, haben doch andere Blüthen und Früchte getragen. Wie viele Sänger, Organisten verdanken ihm ihre Kunst! Es genügt, den Namen seines berühmtesten Schülers, des P. Ambrosius Meyer, zu erwähnen, der schon frühe neben dem Meister seine Lorbeeren sich pflückte.

Ohne verpflichtet zu sein, erhielt P. Leopold an der Hofschule Musik-Unterricht; nie sind bessere Musiker daraus hervorgegangen; nie ist in der Stiftskirche besser musiziert worden, als unter seinem Dirigentenstabe.

Vom Jahre 1855 an war er Mitglied und bald auch Präsident der Aufsichtskommission über die Musikschulen in Luzern, geschätzt von den Lehrern, denen er als Freund mit Rath und That zur Seite stand, und verehrt von den Schülern, die jeden Besuch des Inspektors aufs freudigste begrüßten. Erst als ihn die Abnahme physischer Kräfte dazu nöthigte, konnte er sich entschließen, der Schule Lebewohl zu sagen.

Allen seinen Schülern bleibt er unvergeßlich.

Da P. Leopold einer der berühmtesten Organisten unseres Vaterlandes war, so müssen wir ihn in dieser Richtung noch zu würdigen suchen, obwohl es ungemein schwer ist, das Richtige hierüber zu sagen. Sein Leben von der Wiege bis zum Grabe ist aufs engste mit der Orgel verwachsen, und kaum ein menschlicher Schmerz hat ihm so wehe gethan, als der unter Thränen erfolgte Abschied von seinem Lieblingsinstrument. Erst im Jahre 1870 ist er zum Organisten der Stiftskirche ernannt worden, gleichwohl hat er während 20 Jahren unentgeltlich den Organistendienst schon vorher versehen.

Als Componist für die Orgel ist P. Leopold nicht aufgetreten. Ueberhaupt sind uns als seine Originalkompositionen nur bekannt: ein O salutaris, ein Ave verum und Quod in coena für Männerchor und Choralresponsorien für die Charwoche. Er pflegte zu sagen: ihm gehe es, wie dem Vater Vogt, bevor er seine Gedanken zu Papier gebracht, seien sie schon verflogen. Einige zur Zeit in den fliegenden Blättern für Kirchenmusik unter seinem Namen erschienene Versetten sind unächt und er hat dazumal den Mißbrauch seines Namens sehr empfunden. Oft um seine Mitwirkung bei musikalischen Werken angegangen, hat er immer abgelehnt, gleichwohl häufig Materialien geliefert. Er stand mit vielen musikalischen Autoritäten in schriftlichem Verkehr und erfreute sich der persönlichen Bekanntschaft mit den hervorragendsten schweizerischen Organisten, mit Vogt, Mendel, Zuber, Pehold, Wohlgemuth &c. Fehlt ihm der Ruhm eines

Componisten, so ist dagegen sein Ruf als Orgelspieler weit über die Grenzen unseres Vaterlandes gedungen, besonders aus England und Amerika sind ihm oft begeisterte Anerkennungen zu Theil geworden.

Wahrhaft staunenswerth war seine Orgeltechnik. Darunter verstehen wir aber nicht bloß außergewöhnliche Fertigkeit im Manual- und Pedalspiel, sondern vorzüglich die genaue Kenntniß des Organismus der Orgel und die Verwerthung dieser Wissenschaft beim Spiel. Leopold war eigentlich Orgelbauer, mit dem kleinsten Detail, mit der ganzen Konstruktion der Orgel genau vertraut. Mancher schweizerische Orgelbauer hat viel von ihm gelernt, selten einer ihn nicht zu Rathe gezogen. Die große Orgel in St. Urban, an die seit 1818 kein Orgelbauer eine Hand angelegt, wurde von ihm unter Beihilfe eines Schreiners verbessert und theilweise umgebaut, so daß sie damals mit Recht das beste Werk unseres Kantons genannt werden durfte. Dem Barbarismus der Klosteraufhebungsperiode und der Gleichgültigkeit der neuern Zeit gefiel es, sie zur Ruine zerfallen zu lassen.

Seit 50 Jahren ist in weiter Umgebung fast keine größere Orgel erstellt oder renovirt worden, ohne daß Nägeli dazu die Disposition entworfen oder doch seine Rathschläge darüber ertheilt hätte. Bei den bedeutenden schweizerischen Orgelbauten in Solothurn, Bern, Basel und Zofingen ist er beigezogen worden. Den würdigen Abschluß seiner daherigen Thätigkeit bildet die Restauration, oder besser gesagt der Um- oder Neubau der großen Orgel in der Hofkirche.

Dem P. Leopold Nägeli verdankt Luzern seine Orgel, ohne ihn wäre sie nicht zu Stande gekommen.

Es ließe sich hierüber eine Broschüre schreiben, wir müssen uns jedoch mit einigen Andeutungen begnügen. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts wurden von Zeit zu Zeit Projekte

gemacht, die Orgel vor dem drohenden Ruin zu schützen und nach den Anforderungen der Neuzeit umzugestalten. Alle diese Bestrebungen scheiterten, bis im Anfange der Fünfzigerjahre die angesehensten Herren der Stadt, an ihrer Spitze der P. Leopold und der sehr thätige Herr Musikdirektor Carl Meyer sel. mit Energie die Sache wieder an die Hand nahmen. Der Erfolg übertraf die Erwartung; Behörden und Privaten wetteiferten im Spenden und Sammeln von Gaben und Mancher, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen mußte, trug mit Begeisterung sein Schärfelein bei. Nägelis' Protektion gelang es, die Ausführung des Baues im Jahre 1855 dem durch die Erstellung der Orgeln von Bern und Zofingen schon berühmt gewordenen Haas in Muri zu übertragen, während gewichtige Autoritäten zu Gunsten Walkers in Ludwigsburg alle Anstrengungen machten. Freilich legten die im Vergleich zu Walkers Kostenberechnung sehr bescheidenen Anforderungen von Haas viel Gewicht für ihn in die Waagschale.

Die Disposition der 70 durchgehende Register und 4 Manuale haltenden Orgel ist, soweit nicht vom Orgelbauer selbst entworfen, das Werk Nägelis'. Er leitete alle Unterhandlungen, schloß Verträge und überwachte ihre Ausführung; er hütete das erwachsende Kunstwerk wie eine Mutter ihr Kind. Und wie das Werk vollendet war, hat er es ins Leben eingeführt:

P. Leopold Nägeli hat den weit verbreiteten Ruf der Hoforgel und ihres Erbauers gegründet.

Von diesen eminenten Kenntnissen des Orgelbaues hat P. Leopold beim Orgelspiel den besten Gebrauch gemacht; in der Registrirung war keiner ein Meister wie er; je nach der Melodie des Stückes wußte er das geeignetste Register zu wählen, je nach der Beschaffenheit des Registers das Spiel und die Phantasie ihm anzubequemen. Wie ganz anders tönte ein Principal oder eine Gamba unter seiner Hand als unter

jeder andern; die Labialstimmen sangen ihm, er konnte sie moduliren, ihnen Gefühl und Ausdruck mittheilen.\*)

Will man sein Spiel charakterisiren, so muß man eine Mischung von Klavier und Orgelspiel darin erkennen. Dem Klavierspiel näherte es sich bei der oben angedeuteten eigenthümlichen Verwerthung der einzelnen Stimmen. Des strengen, contrapunktischen Orgelstyles durchaus mächtig, liebte P. Leopold ihn doch nicht allzusehr und bediente sich bei zunehmendem Alter immer weniger desselben. Seine überaus reiche, stets neue schöpferische Phantasie ließ sich ungerne in diese Schranken zwängen, aber auch der strenge Kritiker fand in seinem Vortrage den Satz korrekt und keine Form verlegt. Es war mehr eine Musik des Gemüthes als des trockenen Verstandes, aus dem Herzen quollen die Melodien und in den Herzen fanden sie ihren Widerhall. Der anspruchslose Künstler übte durch die Töne einen Einfluß auf die Zuhörer, wie er nicht oft durch die Macht des Wortes bewirkt wird; er beherrschte sie vollständig.

Sein Orgelspiel war vor allem aus der Kirche und dem Gottesdienste geweiht, enge sich ihm anschließend; er frohlockte mit den Fröhlichen, trauerte mit den Traurigen. Ganz anders klangen die Töne bei Festesfeier als bei einem Todtenoffizium.

Den Glanzpunkt seines Spieles erreichte P. Leopold in den Versetten; keines war wie das andere, jedes lebendig und originell. Die Art der Komposition, der Charakter der Melodien war den Mozart'schen vergleichbar, ganz so einfach, so natürlich und doch wieder so anziehend, kunst- und genußreich. Und wie mannigfach abwechselnd, kräftig, überraschend, gleichwohl ungesucht und immer würdig begleitete er den Choral! Wer könnte die hehren Klänge vergessen, der das feierliche Spiel Leopolds in der heiligen Christnacht gehört hat. Wie erhebend klangen

---

\*) „Dini Pysli rebit net“, hat seine selige Mutter oft zu Bruder Friedrich kritizirend gesagt, „dem Pöldy (Leopold) rebit sini Pysse.“



seine Akkorde beim Einzug der Konfahrts- oder Fronleichnamss-Prozession in die Kirche, wie tieführend und voll Wehmuth bei den Lamentationen der Charwoche, deren musikalischen Theil er ganz reformirt hat!

Die Orgelproduktionen, welche ihm so große Berühmtheit verschafften, begann er, theils um einen Fond zur fortwährenden Unterhaltung und zeitgemäßen Verbesserung des Instrumentes zu schaffen, theils um den zahlreich in Luzern weilenden Fremden den Genuß des seltenen Kunstwerkes zu gewähren. Wie er aus Altersschwäche auf die Produktionen verzichten mußte, hatte er die Genußthuung, zu Gunsten der Orgel ein Kapital von circa Fr. 30,000 erspielt und den dauernden Ruhm des Werkes festgestellt zu haben.

Er ließ sich auch keine Mühe gereuen, diese Aufführungen auf die Höhe der Orgel-Kunst zu bringen. Dabei hatte er immer im Auge, aus wie viel Elementen die Zuhörerschaft zusammengesetzt war und bemühte sich, Jedem Genießbares zu bieten. „Nicht den Spieler, sondern die Orgel will man hören“, war sein Wahlspruch. Er begann gewöhnlich mit vollem Werke mit einer Introduction und Fuge von Hesse oder Rink, spielte bald darauf die Vox humana an, welche immer überraschend wirkte und die fast athemanhaltenden Zuhörer zur Bewunderung hinstieß, ging dann zu einem Andante oder Adagio für Labialstimmen über, trug mit den verschiedensten Registern und Klangfarben Variationen über Themate von Beethoven, Hesse, Onslow oder Mendelssohn vor und kam nach einem Interludium oder einer Toccata von Krebs, Brosig oder Stolze zur Gewitterscene; gewöhnlich löste sich diese in einem Choral oder Volkslied, das wieder varirt wurde, namentlich unter Benutzung der Schwellwerke; vor dem Finale pflegte mit den Zungenregistern ein Maestoso oder ein Marsch z. B. aus Athalia gespielt zu werden.

Das Ganze bildete ein gutdurchdachtes und wohlgruppirtes Tongemälde. Zwischen den einzelnen Piecen wurden keine Pausen

gemacht, sondern da ließ P. Leopold seine Phantasie walten, um das eine Stück in's andere überzuleiten, ohne jedoch in Ländeleien zu verfallen, in denen so oft phantastienwollende Orgelspieler zum eigenen Zeitvertreib, allen Andern zur Qual, sich vergessen.

Die Lieblings-Componisten und Compositionen P. Leopolds waren :

Für Fugen: Hesse in erster Linie, dann Nink, Righini, Schneider; von Bach spielte er wenig Fugen, dagegen fast in jedem Concerte einen Choral, die Repetition nach Abbe Vogler.

Für die Vox humana: vor Allem ein Ave Maria von Schubert, Hummels Vater unser und „das ist der Tag des Herrn“ von C. Kreuzer.

Für sanfte Stimmen liebte er neben Beethoven ganz vorzüglich Mendelssohn, auch Hesse und Onslow; am innigsten und besten trug er ein Adagio von van Eken vor, Spieler und Orgel erreichten hierin den Höhepunkt ihrer Leistungen.

Für Toccaten, Interlubdien benutzte er vorzüglich Krebs, Brosig und Stolze.

Wer einer Produktion des seligen Nägeli nicht beigewohnt hat, wird vergebens sich ein Bild davon zu entwerfen suchen Nicht die Composition, sondern der Sinn und Geist des Vortrages war es, der den Zuhörer mächtig erfaßte und bewegte. Manchen sahen wir vor der Kirche auf den Greis warten und ihm unter Thränen danken für den Kunstgenuß, den er bereitet.

In solcher Weise lebte und wirkte unser sel. P. Leopold, als Priester unermüde thätig in seinem Berufe und als Musiker für seine Kunst begeistert bis ans Grab. Erholung gönnte er sich wenig. Als solche galten ihm die Reisen, die er als berufener Orgelexperte so vielfach zu machen hatte. Nur einmal

unternahm er (im Jahr 1855) eine größere Reise nach Baiern, seinem ursprünglichen Heimatland, um dort seine noch nie gesehenen Verwandten zu besuchen, mit denen er längere Zeit im Briefwechsel stand und von denen er namentlich eine Familie, die dürftig war, mit materiellen Mitteln unterstützte.

Diese unermüdete, angestrengte Thätigkeit verfehlte aber nicht, bei vorrückenden Jahren nach und nach an den Kräften des sonst so rüstigen Mannes zu zehren. Schon während des Baues der großen Orgel (Ende der 50er Jahre) klagte er oft, daß er eine gewisse Mattigkeit fühle, die seine Energie lähme, und wenn das neue Orgelwerk nicht wieder etwas Kraft und Schwung in seine Glieder giesse, so sei es mit dem alternenden Organisten nicht mehr zum besten bestellt. Wir wissen, das ausgezeichnete Werk hat in dieser Beziehung seine Wirkung getreulich gethan; wir haben gesehen, mit welcher Liebe er sich ihm hingab und mit welcher Kraft und jugendlichen Begeisterung er es zur Freude aller Zuhörer ertönen ließ. Leider dauerte das nicht allzu lange. Im Sommer 1866, gerade als er bei großer Fremdenfrequenz die täglichen Orgelkonzerte wieder begonnen hatte, befiel ihn ein bössartiges Nervenfieber, das ihn Wochen lang auf's Krankenbett warf und dem Tode nahe brachte. Er genas zwar davon, aber es brauchte Monate zu seiner Wiederherstellung und auch da wollte die frühere Schwunghaftigkeit und Energie sich nicht mehr einstellen. Seine Kräfte waren gebrochen. Er nahm zwar im folgenden Jahre die Orgelproduktionen wieder auf, führte sie aber, wie er selbst eingestand, nur mit großer Anstrengung und nicht ohne bemerkbare Einbuße seiner frühern Kunstfertigkeit durch. Er mußte nach zwei Jahren gänzlich darauf Verzicht leisten, während er beim Gottesdienst noch längere Zeit die Orgel besorgte. Endlich war er genöthigt, sich auch dieses zu versagen, denn es stellte sich bei ihm mehr und mehr eine bedenkliche Nervenschwäche ein, die (eine Folge der Anstrengung beim Orgelspiel) vorzüglich in Händen und

Füßen sich zeigte. Leider nahm diese, trotz aller ärztlichen Kunst, immer mehr zu, so daß er auch die Kirche nicht mehr besuchen konnte. Länger als zwei Jahre mußte er das Haus und über ein halbes Jahr lang das Bett hüten, bis ihn endlich, öfters mit den heil. Sakramenten versehen und ganz dem Willen des Herrn ergeben, die zweite Morgenstunde des 24. März dieses Jahres von seinen Leiden erlöste. Es war gerade jener Festtag der Stadt Luzern (Königsfahrt), auf den der Verstorbene sich immer so sehr freute und dessen musikalische Feier ihm stets ein Gegenstand der angelegentlichsten Sorge war. Am 25. März, Nachmittags 3 Uhr, wurde dann seine irdische Hülle unter tiefer Trauer seiner Freunde und geistlichen Mitbrüder und unter großer Theilnahme des Volkes zur Erde bestattet.\*)

P. Nägeli sel. war ein ganzer Mann, ausgezeichnet als Mensch, als Christ und als Ordenspriester. Seine hohe, kräftige Gestalt trug ein edles Haupt mit männlich ernsten und doch wieder so weichen, freundlichen Gesichtszügen. In ihm waren männliche Entschiedenheit und Thatkraft, Berufstreue und innige Frömmigkeit mit einem Zartsinn und einer Milde, einer Menschenfreundlichkeit und Dienstgefälligkeit gepaart, die ihm aller Herzen gewannen. Nicht leicht konnte ein Mann von harmonischerem Charakter gefunden werden. Was ihn aber als Künstler ganz besonders und so vortheilhaft auszeichnete, war seine ungeheuchelte Bescheidenheit. Manoh einer hätte sich mit der eminenten Begabung von P. Leopold zu einer europäi-

\*) Sein Grab befindet sich in der südlichen Halle neben der Hofkirche und der Denkstein trägt die Inschrift:

Hic jacet in Domino compositus

R. D. P. Leopoldus Nägeli, O. Cist. ad S. Urbanum Conventualis, Eccles. Collegiatae ad S. Leodegarium Lucern. Organoedus.

Natus die 5. Mai 1804, obiit die 24. Martii 1874.

Vir cum totius vitae tum sacerdotalis integritate venerandissimus, in omni literarum genere optime versatus, artis Musicae scientia atque peritia longe praestantissimus atque notissimus.

«Misericordias Domini in aeternum cantabo.» Ps 88, 1.

R. I. P.

sehen Berühmtheit emporgehoben, während derselbe sein ganzes Leben der einfache Ordensmann und Stiftskaplan blieb. Jede Art von Reklame war ihm in der Seele zuwider. Deshalb konnte er auch nie vermocht werden, sich portraituren oder photographiren zu lassen, so sehr seine Freunde oft in ihn drangen. Und wenn dann etwa einer meinte, es doch zu erreichen, wenn er recht stürmisch ihm zusetzte und nicht ablasse, so brachte der sel. Leopold den Drängenden endlich mit dem Scherze zum Nachgeben: das nächste Mal, da er nach Paris gehe, wolle er sich „machen“ lassen. Selbst als aus Amerika (wenn wir nicht irren, aus New-York) eine Einladung an ihn kam, sein Portrait dorthin senden zu wollen, um es in eine Gallerie berühmter lebender Künstler aufzunehmen, lehnte er ohne langes Bedenken die Ehre ab. Nur einmal vermochte ihn ein Ordensbruder, der selbst die Kunst ausübte, dahin zu bringen, daß er ihm zur Ausnahme eines Daguerreotyp-Bildes saß, aber die ganze Haltung und Miene des Abgebildeten läßt deutlich erkennen, daß er lieber davongelaufen wäre und sich verborgen hätte, als seine Figur dem Objektiv auszusetzen.

Alle diese Eigenschaften des edeln Mannes verfehlten denn auch nicht, ihm die allseitigste Liebe und Hochachtung zu erwerben, die sich sowohl während seines Lebens, als auch ganz besonders nach seinem Tode auf die unzweideutigste Weise kund gab. Viele der angesehensten öffentlichen Blätter widmeten dem Hingeshiedenen größere oder kleinere Nekrologe und alle hatten nur Worte der lobendsten Anerkennung für den Lebenden und des tiefsten Bedauerns für den zu früh Entzogenen. Es sei uns erlaubt, einen bezüglichlichen Artikel des „Bund“ (vom 25. März 1874) zum Schlusse hieher zu setzen; das darin Gesagte wird um so eher auf Glaubwürdigkeit Anspruch haben, als das Urtheil dieses Blattes wohl durch keine besondere Vorliebe für den katholischen Priester und Ordensmann beeinflusst war. Er lautet mit einigen unwesentlichen Auslassungen:

„Luzern ist um einen edlen Mann und eine geniale Künst-

lernatur ärmer geworden. Heute starb P. Leopold Nägeli, nahezu 70 Jahre alt. Er war Conventual des 1848 aufgehobenen Klosters St. Urban; seither lebte er als Kaplan an der Stift im Hof und hat sich außerordentliche Verdienste erworben um die Hebung der Kirchenmusik. Kaum wäre die Reparatur der großen Hoforgel so rasch zu Stande gekommen, ohne die Mitwirkung dieses Mannes. Er war ja voraussichtlich der geniale Meister, welcher dem großartigen Werke jene wunderbaren Töne zu entlocken wußte, wenn das Unternehmen durchgeführt wurde. Und so kam es. Tausende haben seither dem herrlichen Spiele des Künstlers mit Entzücken gelauscht, sei es, daß er die zarten, weichen Töne hervorzauberte, oder das majestätische Rauschen und Tosen des Ungewitters durch die weiten Hallen hinbrausen ließ.

„Die hehre Kunst fand an dem Verstorbenen einen würdigen Träger. Eine liebenswürdigere, wir möchten fast sagen kindlichere Natur war nicht leicht zu finden. Wir dürfen von der oft mit Unrecht gebrauchten Phrase hier die wahrste Anwendung machen: unter Allen, die ihn kannten, hatte der herzgute Pater Leopold keinen Feind. Mit seiner großen, ja seltenen musikalischen Begabung und einem keineswegs geringen Grade allgemeiner Bildung verband er so liebenswürdige Umgangsformen, daß ihn Alle liebten und achteten. Die innere Herzengüte hatte das schon von Natur begünstigte Aeußere des Mannes geadelt. Wir hoffen, daß Luzern das Glück zu Theil werde, wieder einen Meister zu gewinnen, dessen Talent und Kräfte einem so großartigen Werke, wie die Hoforgel ist, entsprechen.\*) Du aber ruhe im ewigen Frieden, edle, reine Seele!“

Es erübrigt uns nichts mehr, als dazu Ja und Amen zu sagen.

\*) Ist bereits geschehen, indem die zuständigen Behörden den rühmlichst bekannten Ordensgenossen und ehemaligen Schüler Nägelis, den Herrn P. Ambrosius Meyer von Buttisholz, gegenwärtig Organist in Willisau, als Organisten an die Hofkirche berufen haben.

